

vorübergehende Residenz in Bellinzona. Aber von diesen Zentren ging nicht etwa nur ein Einfluß auf die männliche Jugend der höheren katholischen Stände unseres Landes aus, sondern durch mannigfache Kanäle strömte der Geist, der in der Schöpfung Loyolas lebte, ganz unmittelbar in alle Volkskreise hinein. Das führt uns dazu, die gesamte Wirksamkeit der Jesuiten näher ins Auge zu fassen.

2. Kapitel.

Die Wirksamkeit der Jesuiten in der Schweiz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert.

»Die Idee, welche die Glieder des Ordens durchdrang und sie nach Auslöschung aller individuellen Begierden mit einem großen und schwärmerischen Verlangen erfüllte, war die: daß der Orden das auserwählte Rüstzeug zur Rettung der Kirche Gottes sei«¹. Als dringendste Teilaufgabe innerhalb dieser weltmissionarischen Aufgabe machte sich aber in einer Zeit, wo durch die Renaissance die Bildung zu einem entscheidenden Machtfaktor geworden war, die Ausgestaltung eines höheren katholischen Schulwesens geltend. Zunächst dachte Ignatius sozusagen nur an Schulen für die Ordensmitglieder; aber immer mehr trat an seine Stiftung das Bedürfnis heran, die Lehrtätigkeit auszudehnen auf die gesamte Jugend, die zu einer führenden Stellung im kirchlichen und öffentlichen Leben berufen schien. So ist der Jesuitenorden fast wider seine Absicht in erster Linie zu einem »Studien- und Schulorden« geworden². Die maßgebende Regelung erhielt das jesuitische Schulwesen im Jahre 1599 durch die »Ratio atque institutio studiorum S. J.« des Generals Claudius Aquaviva, »ein auf Jahrhunderte und für alle Länder berechnetes Werk«³.

An den schweizerischen Kollegien wurden in erster Linie die »Studia inferiora«, die Gymnasialfächer, getrieben. Sie umfaßten, wenn der Kurs vollständig war, sechs Jahresklassen: die der »Rudimentistae«, »Grammatistae«, »Syntaxistae minores«, »Syntaxistae

¹ Friedr. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, 1. Bd., 2. Aufl., Leipzig 1896, S. 409.

² Paulsen, Bd. 1, S. 382.

³ G. M. Pachtler S. J. in Monumenta Germaniae Paedagogica, Bd. 5, Berlin 1887, S. 6; in diesem Bande ist die »Ratio« mit deutscher Übersetzung und der Revision des Generals Roothaan von 1832 abgedruckt.

maiores«, »Poetae« und »Rhetores«. Ziel des ganzen Unterrichts ist »vollkommene Eloquenz, umfassend die beiden Hauptfähigkeiten, Rede- und Dichtkunst«, also wesentlich humanistische Formalbildung. Im Mittelpunkt steht ganz und gar das Lateinische; als Grammatik wird benützt diejenige des Spaniers Immanuel Alvarez vom Jahre 1572; die Hauptlektüre bilden die Schriften Ciceros; auf den Oberstufen werden auch Caesar, Sallust, Livius, Curtius, Ovid, Horaz, Vergil gelesen, jedoch mit fast pröder Ausmerzungen alles Sinnlichen; das eigentliche Gewicht aber liegt auf den eigenen Stilübungen in Prosa und sogenannter Poesie. An zweiter Stelle im Lehrplan steht das Griechische; dem Griechischunterricht zugrunde gelegt war die Grammatik des wütenden Protestantenbekämpfers Jakob Gretser; gelesen wurde Demosthenes, Isokrates, Plato, Thukydides, Homer, Hesiod, Pindar, auch Gregor von Nazianz, Basilius, Johannes Chrysostomus; dazu kam natürlich das eigene Fabrizieren von griechischen Prosastücken und Versen; übrigens hatte der Griechischunterricht ständig mit starkem Widerstreben der öffentlichen Meinung zu kämpfen; so kam es z. B. 1597 in Freiburg wegen zu starken Betriebs des Griechischen zu einem Wegzug vieler Schüler nach Basel oder Genf und 1742 in Solothurn zu Vorstellungen des Rats. Die andern Fächer wurden nicht selbständig behandelt, sondern es wurde den Schülern davon geboten, was sich an Hand der antiken Autoren eben bieten ließ, besonders Geschichtliches. Die Muttersprache wurde ganz vernachlässigt. Erst spät wurde es damit besser, so daß etwa 1726 in Luzern und Solothurn die Geschichte als eigenes Lehrfach erscheint und 1767 an letzterem Orte die »Endscomödie« zum erstenmal in deutscher Sprache aufgeführt wird.

Zu diesen »Studia inferiora« gesellten sich nun an den meisten schweizerischen Kollegien im Laufe der Zeit philosophische Vorlesungen: 1645 wurde durch den Arzt Dr. Joh. Gilg die dritte philosophische Professur in Luzern fundiert, das Gleiche geschah 1687 in Pruntrut durch Fürstbischof Johann Konrad von Roggenbach, 1699 folgte Freiburg; in Brig lehrte seit 1676 wenigstens ein Philosophieprofessor, seit 1694 zwei, seit 1730 hatte auch Solothurn seine zwei Vertreter der Philosophie, endlich krönte auch Sitten seine sechs Gymnasialklassen mit einem Kurse über Logik. Wo drei Professuren bestanden, konnte ein vollständiger dreijähriger Kursus der Philosophie abgehalten werden: »im ersten Jahre bildet die Logik, im zweiten die Physik, im dritten die Metaphysik und Ethik den Hauptgegenstand; neben der Physik wird im zweiten

Jahre die Mathematik mit Astronomie, Geographie und Meteorologie, im dritten außer der Metaphysik die Psychologie und Physiologie vorgetragen⁴.

Endlich erhoben sich über all diesen Kursen auch an den schweizerischen Anstalten noch theologische Vorlesungen: während in Freiburg, Pruntrut, Brig und Solothurn wenigstens Kontrovers- und Moraltheologie vorgetragen wurde, an letzterem Orte seit 1766 auch noch Scholastik, besaß Luzern seit 1649 eine eigentliche theologische Fakultät. »Zunächst waren zwei Professoren der Dogmatik, der »Professor theologiae scholasticae polemicae, vel controversiarum, antimeridianus«, weil er seine Kollegien am Vormittage las, und der »Professor theologiae speculativae« oder »pomeridianus«, weil er nachmittags dozierte; dann der »Professor casuum«, oder Professor der Moral, welcher zugleich die »Conferentiae casuum«, deren Besuch den älteren Theologen und öfters auch dem Stadtklerus geboten war, zu präsidieren hatte und einer der ersten Beichtväter des Kollegiums war. Von 1674 bis 1726 trat hiezu noch die Lehrstelle des »Jus canonicum et civile« . . . Ein Versuch, den der bischöfliche Kommissar Dr. Th. Georg Ludwig Rüttimann im Jahre 1747 machte, auch das »Studium sacrae scripturae« einzuführen, scheiterte am Widerspruche des Rathes und des Provinzials P. Magnus Ammann⁵. Endlich errichtete noch im Jahre 1760 der Fürstbischof Josef Wilhelm Rinck von Baldenstein zu Pruntrut in demselben Kolleg, in dem kaum ein Menschenalter später die Göttin Vernunft angebetet werden sollte, eine theologische Fakultät; aber auch in ihr war die hl. Schrift durch keine Professur vertreten⁶.

So ist gewiß viel Wissen und Scharfsinn und formale Fertigkeit durch die Väter der Gesellschaft Jesu in die Reihen der katholischen Schweizer Jugend, die durch ihre Schulen gegangen sind, hineingedrungen, aber davon, daß sie ihnen einen wirklich freien und weiten Geist vermittelt hätten, kann kaum die Rede sein. An zwei Übelständen krankte der jesuitische Unterricht von vornherein. Zunächst an dem mehr oder weniger äußerlichen, daß es einen eigentlichen Lehrstand im Jesuitenorden nicht gab,

⁴ Paulsen, I, S. 419.

⁵ Bernhard Fleischlin, Aus den Annalen des Gymnasiums zu Luzern Monatsrosen, 28. Jahrg., 1883/84, S. 79.

⁶ Die Fakultät diente der wissenschaftlichen, das S. 18 genannte Seminar der praktischen Ausbildung der angehenden Priester.

sondern daß die Lehtätigkeit nur eine Stufe in dem eigenen Lehrgang der einzelnen Ordensglieder war. Wer vom Grad des Scholastikers höher steigen wollte, der mußte vorher einige Zeit Gymnasialunterricht erteilt haben; aber auch die Rektorate und Professuren waren nur Übergangsstellungen; so z. B. walteten in Luzern in 200 Jahren 51 Rektoren, in Pruntrut in 180 Jahren 47 Rektoren ihres Amtes, so daß also im Durchschnitt das Rektorat alle vier Jahre wechselte; es kam eben für den Orden alles darauf an, seine Glieder möglichst vielseitig auszubilden und möglichst beweglich zu halten; aber daß das nur auf Kosten der Beherrschung des Lehrgegenstandes und letztlich zum Nachteil der Schüler geschehen konnte, leuchtet ohne weiteres ein; man gab eben schlecht und recht weiter, was man selbst empfangen hatte, und dadurch wurde gewiß die Materie nicht lebendiger, noch weniger neue Erkenntnis zutage gefördert. Allerdings wollte man das im Grunde auch gar nicht, und damit kommen wir zum zweiten Übelstand, der die jesuitische Unterrichtsmethode auszeichnete: es ist die dogmatische Gebundenheit. »Selbst in den Dingen, wo Glaube und Frömmigkeit nicht Gefahr laufen«, heißt es in den Regeln für die Lehrer der Studia superiora, »soll niemand bei Dingen von irgendwelcher Erheblichkeit neue Quästionen oder eine Ansicht vorbringen, für die er nicht eine tüchtige Autorität hat, ohne zuvor mit den Vorgesetzten zu beraten«⁷; die höchsten Autoritäten aber waren Thomas von Aquino und der nach ihm korrigierte Aristoteles. Und diese Gebundenheit an Autoritäten erstreckte sich auch auf den Gymnasialunterricht; im 16. Jahrhundert mag er auf der Höhe der Zeit gewesen sein, aber die damalige Ausgestaltung wurde nun einfach weitergeschleppt mit den alten Grammatiken und mit der ganzen »Ratio studiorum« des Generals Aquaviva; erst 1832 unterzog sie General Roothaan einer Revision. So ist durch das jesuitische Unterrichtswesen der katholischen Schweiz trotz den großen aufgebrachten Mitteln und den vielen tätigen Kräften kein frischer, selbständiger Geist eingehaucht worden, sondern sie ist, wie es im Grunde auch beabsichtigt war, durch sein Wirken aus ihrem geistigen Tiefstand nur emporgehoben worden in die mit einigen neuzeitlichen Zutaten versehene mittelalterlich-kirchliche Atmosphäre.

Aber diese auf die Dauer nicht verborgen bleiben könnende Unterlegenheit eines auf Organisation und Autorität gegründeten

⁷ Paulsen, I, S. 425.

Unterrichts- und Forschungssystem gegenüber einem mit äußerlich geringen Mitteln arbeitenden, aber auf Individualität und fortschreitender Freiheit beruhenden Bildungswesen wurde zunächst verdunkelt durch die formelle Überlegenheit der jesuitischen Schulung, durch die geschickte Handhabung des vermittelten Wissens und Denkens, mit dem die Jesuitenschüler ausgerüstet wurden. Gewiß wurde in den früheren Jahrhunderten überhaupt viel mehr Gewicht auf diese formal-logische Schlagfertigkeit gelegt; aber im jesuitischen Erziehungswesen erreicht diese pädagogische Verirrung ihren Höhepunkt. So bildet das sogenannte Certieren (*concertatio*) einen Hauptfaktor des Schullebens: »jeder Schüler hat einen andern zum Konkurrenten; dieser hat die Aufgabe, auf die Fehler des Konkurrenten zu achten, seine Skripta daraufhin durchzusehen, falsche Antworten zu bemerken und zu verbessern; in den dazu angesetzten Stunden stellen sie sich gegenseitig Fragen: man gibt dem andern auf ein Wort zu deklinieren oder zu konjugieren, eine gegebene Form zu bilden, oder einen Satz nach einer Regel zu formen, eine Phrase zu übersetzen, eine Etymologie anzugeben, eine antiquarische Frage zu beantworten usw. Man läßt auch zwei Klassen miteinander certieren oder zerlegt eine Klasse in zwei konkurrierende Hälften⁸. Auf den Stufen der philosophischen und theologischen *Studia superiora* entsprechen diesem Certieren die Disputationen, die zur Repetition dienenden täglichen, die zweistündigen wöchentlichen, die Vormittag und Nachmittag in Anspruch nehmenden monatlichen, endlich die ganz feierlichen; eine solche fand z. B. am 27. Juli 1719 in der Jesuitenkirche zu Solothurn statt unter den Auspizien des Schultheißen Glutz und des Abtes von Bellelay; die Cathedra für die beiden Defendenten war auf den Stufen des Chores errichtet; vier Stunden wurde disputiert, das Ganze schloß mit einem Festessen im Refektorium des Kollegs⁹. Noch sind uns eine ganze Reihe von Thesen solcher Disputationen bekannt¹⁰; so z. B. wurde in Luzern in der Mitte des 17. Jahrhunderts unter dem Präsidium des Theologieprofessors Adam Burghaber von dem Luzerner Kandidaten Jodocus Buelmann über die Natur, Eigenschaften und verschiedenen Stände der Engel disputiert, oder von dem Luzerner Kandidaten Mauritius Bachmann über die göttliche

⁸ Paulsen, I, S. 418.

⁹ Fiala, V. Heft, S. 9 f.

¹⁰ Vgl. darüber Carlos Sommervogel, *Bibliothèque de la Compagnie de Jésus*, 9 Bde., Brüssel und Paris 1890 ff. unter den schweizerischen Kollegien.

Prädestination und Verwerfung, oder von dem Franziskaner Dominicus Baumgartner über das Lieblingsthema seines Ordens, die unbefleckte Empfängnis Mariens, oder 1766 in Sitten unter dem Präsidium des Freiburger Philosophieprofessors Romanus Aszheimer vom Sittener stud. phil. Carl Anton Bonvin über Thesen aus der gesamten Rational- und Experimentalphilosophie. Endlich finden wir neben diesen öffentlichen Disputationen der Philosophie- und Theologiestudenten die öffentlichen Deklamationen der Gymnasiasten in Prosa und Versen, vor allem aber die das ganze Jesuitenschulwesen charakterisierenden dramatischen Aufführungen.

Das Jesuitentheater schließt sich an das Volkstheater der damaligen Zeit an. Dieses war einerseits arg in Verfall geraten und diente mehr der Verrohung und Ausgelassenheit als der wirklichen Volksbildung, andererseits hatte gerade die reformatorische Bewegung es verstanden, mit seiner Hilfe, etwa durch die Spiele des Berners Nikolaus Manuel, der alten Kirche Abbruch zu tun und die evangelischen Gedanken volkstümlich zu machen. Da unternahm es nun der Jesuitenorden in großem Stil, dadurch seinem Erziehungssystem einen wichtigen Faktor einzufügen, daß er das Volkstheater in seine Pflege nahm, der bestehenden Ausartung durch Darbietung eines Bessern entgegenwirkte und zugleich die evangelische Propaganda mit ihren eigenen Waffen bekämpfte. Bereits 1593 veröffentlichte P. Possenius eine theoretische Abhandlung über das Jesuitentheater, und in allen möglichen Formen wirkte es sich nun aus, als Fastnachts-, Passions-, Fronleichnams- und Weihnachtsspiel, als Darbietungen innerhalb der Schulklassen, vor allem aber als die großen öffentlichen Spiele jedes Jahres im Herbst beim Übergang von einem Schuljahr zum andern oder bei besonderen Anlässen. Die Stoffe sind zunächst biblische; da wurde z. B. 1693 in Brig gespielt »der gestrafte Hohepriester Heli wegen versaumbter Kinderzucht«, oder 1650 in Luzern die »siegreiche Keuschheit der heyligen und wunderthätigen Helden Judith«, oder 1612 in Freiburg »Filius prodigus«. Vor allem aber waren beliebt Darstellungen aus der Heiligen-, Märtyrer- und Ordensgeschichte; so ging über die Bretter das furchtbare Martyrium der jesuitischen Missionskirche in Japan 1638 in Luzern als »Erschröckliche Verfolgung und Blutbad, welches im Jahre Christi 1628, 29 und 30 in Japon wider die Christen angerichtet worden« und 1699 in Brig als »Christliche Standhaftigkeit dreier starkmütigen Bluetzeugen Christi in Japonien«, oder zur Verherrlichung der Messe 1710 in Brig ein Stück mit dem

Titel: »Leben auß Anhoerung, Todt auß Verabsaumung des hochheiligen Meßopfers, in zweyen Portugoesischen Hoefflingen vorgestellt«, oder zur Anpreisung des Marienkultes 1661 in Freiburg »Maria Refugium Peccatorum oder Marinus, ein Freygelassner der Muetter der Gnaden, wunderbarlich durch ein Marienbild, als er zur Richtstatt hinaußgeführt, von zeitlichen und ewigen Todt erledigt«, oder ad maiorem gloriam ecclesiae 1721 in Freiburg »Heynrich der Große, König von Franckreich und Navarra, zu dem wahren Glauben bekehrt«. Und als 1623 die Walliser den Bund mit den katholischen Orten in Freiburg erneuerten, führten ihnen die Jesuitenzöglinge unter Entfaltung eines gewaltigen Aufwandes von einer dreifachen Bühne herab den Freundschaftsbund Davids mit Jonathan zu Gemüte; das gleiche geschah 1655 in Pruntrut, als die katholischen Orte das Bündnis mit dem Fürstbischof erneuerten, gerade nachdem ein Jahrhundert vergangen war, seit der Schulmeister Bernhard von Clairefontaine seine evangelisierenden Bibeldramen in der nämlichen Stadt hatte aufführen lassen. So bildete das Jesuitentheater ein wichtiges Stück im damaligen öffentlichen Leben. Allerdings war seine Wirkung dadurch stark beeinträchtigt, daß nur lateinisch gespielt wurde; nur mit Mühe konnte Luzern z. B. 1583 beim General eine deutsche Komödie durchsetzen; soviel als möglich suchte man dem Uebelstande durch Herausgabe deutscher, französischer oder italienischer Inhaltsangaben abzuhelpen. Und am Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts hat das Jesuitentheater in der Tat eine beherrschende Stellung eingenommen. Dann aber »kam eine andere Zeit, die dem religiösen Begeisterungssturm der Gegenreform entrückt war, religiös nüchterner dachte und zudem andere literarische Strömungen zum Vorbild nahm als das sittenstrenge Jesuitenstück«, . . . so »daß das anfänglich über das Volksspiel triumphierende Jesuitenspiel im Laufe des 17. Jahrhunderts durch sein Erstarren in einem Spielschema immer mehr Boden an die Volksdramatik verliert«¹¹). Immerhin kam es gerade im 18. Jahrhundert noch zur Entfaltung einer unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Volksbühne im Oberwallis; so etwa wurde 1703 in Naters gespielt »Comoedia von der heiligen Jungfrau und Marterin Catharina von Alexandria, welche mit ihre jungfreiwliche Blut den allein seeligmachenden catholischen

¹¹ Joseph Ehret, Das Jesuitentheater zu Freiburg in der Schweiz. Erster Teil: Die äußere Geschichte der Herbstspiele von 1580 bis 1700 mit einer Übersicht über das Schweizerische Jesuitentheater, Herder 1921, S. 181.

Glauben ritterlich verfochten unter dem blutstirmischen Tirran Maximiliao«, oder 1740 in Reckingen: »Heiliges Stillschweigen in dem heiligen Joanne Nepomuck glorreich in dem Himmel und auf Erden gekrönet«, oder 1750 im Ried »Unüberwindliche Geduld der bis in den Todt getruckten Unschuld Mariae Stuart, catholischen Königin in Schottland.«

Diese dramatischen Aufführungen zeigen, daß neben dem humanistischen und akademischen Unterricht in den Jesuitenkollegien eine starke Einwirkung religiöser Art auf die Zöglinge ausging. Und es ist wohlverständlich, wenn der protestantische Bündner Fortunat von Juvalta, der in den Jahren 1586—88 Zögling des Jesuitenkollegs von Dillingen gewesen war, in seinen Denkwürdigkeiten bemerkt: »Nach Abfluß von zwei Jahren begab ich mich nach Dillingen und trieb in dem dortigen Jesuitenkollegium zwei Jahre hindurch, und nicht ohne befriedigenden Fortschritt, rhetorische, logische und philosophische Studien. Dort ist nicht zu befürchten, daß die Jünglinge vom Pesthauche des Lasters angesteckt und verdorben werden; denn scharfe, strenge Zucht hält sie alle im Zaum . . . Die Lehrart, die Emsigkeit und den Fleiß dieser Männer muß ich loben und billigen, würde aber dennoch keinem Reformirten rathen, seine Kinder zu ihrer Ausbildung dorthin zu senden; denn stets arbeitet man mit allen Kräften dahin, den Jünglingen papistischen Aberglauben und Irrthümer einzupflanzen, welche bei tiefer geschlagenen Wurzeln nur schwer ausgerottet und vertilgt werden können«¹²). Und zu dieser ständigen Beeinflussung, von der Juvalta spricht, gehört natürlich nicht nur das Einüben und Darstellen der Schauspiele, sondern noch sehr viel anderes. Zwar auf den eigentlichen Religionsunterricht legten die Jesuiten nicht das Hauptgewicht. Einmal in der Woche wurde Katechismusunterricht gegeben und im Anschluß daran das besprochene Stück auswendig gelernt; dazu kam jeden Samstagnachmittag Lektüre aus den Evangelien; doch war diese eine nur ungern gewährte Konzession an die in protestantischer Umgebung gelegenen Kollegien. Viel wichtiger schien den Jesuiten die Teilnahme der Zöglinge an den religiösen Institutionen: täglich mußten sie die Messe, sonntäglich die Predigt besuchen und jeden Monat zur Beichte gehen. Noch mehr Gewicht aber als auf diese mehr pas-

¹² Denkwürdigkeiten 1567—1649. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen hrsg. von Conradin von Mohr (Archiv für die Geschichte der Republik Graubünden, Band I, Heft 1), Chur 1848, S. 2.

sive Beteiligung wurde darauf gelegt, jeden Schüler schon aktiv unter die große Streiterschar der *ecclesia militans* einzureihen; das geschah durch die Errichtung und Pflege der marianischen Kongregationen.

Die marianischen Kongregationen oder Sodalitäten sind entstanden als Schülerbünde, die sich zum Ritterdienste der Mutter Gottes verpflichten¹³. Im Jahre 1563 versammelte der belgische Jesuit Johann Leunis, Lehrer am Kollegium Romanum, einige Schüler zu gemeinsamer Erbauung. Im Jahr darauf weihte er die Vereinigung in besonderer Weise dem Dienste und der Verehrung Mariens und gab ihr zugleich eine feste Organisation. Eine gleiche Kongregation gründete er selbst noch in Paris und Turin. Von dort ergriff die Bewegung das Jesuitenkolleg in Douai, und der Rektor dieses Kollegs, P. Franz Coster, unternahm es nun, den marianischen Ritterdienst überall in deutschen Landen einzuführen. Die Verbreitung geschah überaus rasch, und bald griff sie auch hinaus in die bürgerlichen Kreise. Bereits 1578 konnte der oberdeutsche Provinzial in Luzern drei Studenten und vier Bürgern das Gelöbnis der marianischen Sodalitäten abnehmen; »damit war die erste Kongregation auf eidgenössischem Boden errichtet; sie nannte sich Bruderschaft Unserer Lieben Frau von der Heimsuchung«¹⁴. Im Laufe der Zeit teilte sich diese Kongregation in sieben besondere Gebilde: die große lateinische Kongregation für die höheren Schüler unter dem Titel von »Unser lieben Frauen unbefleckter Empfängnis«¹⁵, die kleine lateinische Kongregation für die unteren Klassen, die Schutzengelsodalität für die Aller kleinsten, die Bürgersodalität, die Handwerkersodalität, die Frauen- und Jungfrauensodalität. Ähnlich entwickelte sich das Kongregationswesen seit 1582 in Freiburg, seit 1595 in Pruntrut, später an den übrigen Jesuiten-niederlassungen.

Die innere Organisation der marianischen Kongregationen geht im Wesentlichen zurück auf die Bulle »Omnipotentis Dei« Gregors XIII. vom 5. Dezember 1584. Darnach ist der Präses jeder Kongregation

¹³ Von ihrem Mariendienst tragen sie auch ihren Namen; mit dem Jesuiten Mariana und seiner Lehre vom Tyrannenmord haben sie nichts zu tun; vgl. Paul von Hoensbroech, 14 Jahre Jesuit, 1. Teil, 3. Aufl., Berlin 1910, S. 193.

¹⁴ Wilhelm Kratz S. J., Die Marianischen Kongregationen in den Ländern deutscher Zunge. Ihr Werden und Wirken von 1575 bis 1650, Innsbruck 1918, S. 99 f.

¹⁵ Vgl. Bernh. Fleischlin, Die große lateinische Kongregation ... zu Luzern, Luzern 1885.

ein Ordenspater und wird von den Ordensoberen ernannt; nur die Frauenkongregationen durften nicht von den Jesuiten geleitet sein; wiederholt mußte gegen die Übertretung dieses Gebotes eingeschritten werden; erst 1751 anerkannte Benedikt XIV. auch die unter Leitung von Jesuiten stehenden Frauenkongregationen. Der übrige Vorstand wurde von den Mitgliedern selbst gewählt. Bei der Aufnahme in die Sodalität war sorgfältige Auswahl geboten; immerhin treffen wir 1649 in Luzern folgende Mitgliederzahlen: bei der großen lateinischen Kongregation 250, worunter gegen 150 Priester und Ordensleute, bei der kleineren 290, bei der Engelsodalität 100, bei der Bürgersodalität 650, bei der Handwerkerkongregation 170.

Das Ziel der Kongregationen war ein doppeltes: Selbstheiligung und Apostolat. Der Selbstheiligung dient zunächst der Sakramentsempfang; »die heiligste Stätte, das Zentrum für das Leben der Kirche im allgemeinen wie für den einzelnen Katholiken, der eucharistische Tabernakel, war verödet, entweiht, verwüstet; ... sollte es besser werden, so mußte hier im Lebenszentrum der Kirche eingesetzt werden; dem Tabernakel mußte seine Würde, der hl. Kommunion mußten die Empfänger, der hl. Messe die Besucher zurückgewonnen werden«¹⁶; so wurde den Sodalitäten zur Pflicht gemacht, am ersten Sonntag jedes Monats zu Beichte und Kommunion zu gehen, außerdem an gewissen hohen Festen, besonders den Herren- und Marienfesten. Viele Sodalitäten taten ein Übriges; besonderen Eifer zeigte Luzern, so daß die Stadt, die damals etwa 4000 Einwohner hatte, 1647 49000, 1705 sogar 105000 jährliche Kommunikanten aufwies. Eine zweite Verpflichtung der Sodalitäten war der Besuch der Kongregationsversammlungen; sie fanden gewöhnlich wöchentlich einmal statt und waren ausgefüllt »mit Lesungen aus einem Erbauungsbuche und geistlichen Unterhaltungen über den gehörten Gegenstand«¹⁷; über den Besuch der Versammlungen wurde genaue Kontrolle geführt; bei vielen war die Freude an ihnen so groß, daß sie sich sozusagen durch nichts abhalten ließen, wie es etwa vom 1630 verstorbenen Luzerner Schultheißen Moritz an der Allmend berichtet wird. Weitere Hilfsmittel zur Belebung des Kongregationsgeistes waren etwa die Übung, jeden Monat einen Monatsheiligen auszulosen oder sonst zu bestimmen, sich besonders in sein Leben zu vertiefen und eine

¹⁶ Duhr bei Kratz S. 194.

¹⁷ Kratz S. 204.

ihm entsprechende Verpflichtung auf sich zu nehmen, oder die Ausgabe von Kongregationshandbüchern, die die Vereinsregeln und allerhand Anleitungen zu geistlichen Übungen und Werken enthielten; das erste Sodalitätsbüchlein in lateinischer Sprache hatte P. Coster 1576 selbst herausgegeben; 1594 erschien es in Pruntrut in französischer Übersetzung, 1614 in Münster deutsch unter dem Titel: »Schatzkästlein oder Wegweiser der gnadenreichen Sodalität der hl. Mutter Gottes«. Ein anderes Kongregationsbüchlein war die in Freiburg erschienene: »Ständige Windstille eines edlen Gemütes, aus den französischen Liederblüten des ehrwürdigen Paters Stephan Binet S. J. von einem andern Priester der nämlichen Gesellschaft¹⁸ zur Speise der jungfräulichen Sodalen neu dargereicht im Jahre des Herrn 1632«. Nach und nach hatte fast jede Kongregation ihr eigenes Handbüchlein, so z. B. die Briger Sodalität »von der Reinigung Mariens« das »Dreifache Ringlein marianischer Devotion« von 1688 oder die große lateinische Kongregation »von unser lieben Frauen unbefleckter Empfängnis« in Luzern das »Dreifache Seil, verfertigt aus dem marianischen Psalter des Bonaventura, einer würdigen Vorbereitung zur hl. Kommunion und frommen Betrachtungen« von 1735. Ferner unternahmen die Sodalitäten gemeinsame Wallfahrten; in Luzern z. B. fand sie regelmäßig nach Ostern statt; da wurde mit Kreuz, Fahnen und Heiligenbildern unter Gebet und Gesang ausgezogen etwa nach Rathausen oder Hergiswald oder zur schmerzhaften Mutter Gottes Mariä zu Werdenstein oder gar nach Maria Einsiedeln. Daneben kam es zu Karfreitagsprozessionen in Bußsäcken und mit Selbstgeißelungen; an solchen öffentlichen Geißlerzügen nahmen z. B. in Freiburg 1595 86 Personen teil, 1613 gar 140. Dicht daneben stehen die Theateraufführungen der Sodalitäten; die Stoffe waren mehr oder weniger die gleichen wie bei den Schuldramen; doch, während zwar die Studentenkongregationen wie bei jenen lateinisch spielen mußten, hatten die Bürgersodalitäten den großen Vorzug, deutsche Stücke zum besten geben zu dürfen. Endlich wurde zur Pflege des Gemeinschaftsgeistes jährlich in feierlicher Weise der Treuschwur erneuert; in der Luzerner großen Studentensodalität mußten sogar die auswärtigen Sodalen ihr Gelöbniß schriftlich erneuern; dafür erhielten sie die Monatsheiligen und andere Gaben; so fühlten sich die Sodalen bis hinaus auf die Schlachtfelder Frankreichs mit der

¹⁸ Gemeint ist Georg Calmelet; vgl. Sommervogel, Bd. 2, Sp. 565.

heimatlichen Kongregation verbunden. Überhaupt lebte jeder Sodale in einem weltweiten Zusammenhang, indem die Kongregationen in Gebetsverbrüderung miteinander standen; so wurde für einen verstorbenen Freiburger in Köln gebetet und für einen verstorbenen Luzerner in Bayern und Schwaben. Und ebenso wurden, wenn wichtige Ereignisse auf dem Theater der Weltgeschichte bevorstanden, wie etwa bei der drohenden Hinrichtung der Maria Stuart, alle Sodalen zum Fürbittgebet aufgerufen.

Daß in all diesen Lebensäußerungen der marianischen Kongregationen schon viel missionarische Kraft liegt, leuchtet ohne weiteres ein. Damit verbindet sich aber nun ein zielbewußtes Handeln nach außen, indem jedem Sodalen »Besuch von Gefängnissen, Krankenhäusern und Herbergen, Erteilung von Unterricht in religiösen Wahrheiten« zur Pflicht gemacht wird. So entfaltete sich von den marianischen Kongregationen aus eine reiche Liebestätigkeit, besonders in Zeiten der Teuerung und der Pest; viel Geist der Zucht und des Ernstes drang durch sie in alle Volksschichten; aber auch viel katholisch-kirchliches Wesen in einzelne Menschen und in ganze Gegenden, die sich auf dem Wege zum evangelischen Glauben befanden.

So hat es der Jesuitenorden verstanden, durch die marianischen Kongregationen eine gewaltige Streiterschar für die alte Kirche mobil zu machen und gerade auch die führenden Männer dafür zu gewinnen, wie etwa die katholischen Größen des Dreißigjährigen Krieges. Und es ist wohlbegreiflich, wenn ein Ordenshistoriker in die überschwenglichen Worte ausbricht: »Es waren gewaltige Kämpfe, welche die Wiege der marianischen Kongregation umdonnerten. Die Häresie, die alte Sturmkolonne der Hölle im ersten Gliede, rannte wieder am wildesten an gegen die heilige Jungfrau, wie es gestern, wie es vorgestern ihre Väter, die Ebioniten, die Doketen, die Gnostiker und Manichäer, die Albigenser und Waldenser, die Hussiten und Wiclifiten, die ganze unsterbliche Nachkommenschaft der Schlange getan. Aus edlem Soldatenblut entsprossen, stieß 1563 die Schar junger Freiwilliger zur alten Reichsfahne der heiligen Jungfrau, die zerfetzt, aber ungebeugt über der Heeresmacht der Kirche wallte; sie stieß zu alten Regimentern, den Segen Jakobs über Benjamin auf dem Haupte tragend: »Benjamin, ein reißender Wolf ist er, am Morgen seines Lebens schon verzehrt er Beute, am Abend teilt er Beute« (Gen. 49, 27). Das war die Prophetie der Kongregationsgeschichte. Deshalb umrauschen

kriegerische Klänge auch heute noch den Altar, an dessen Fuße der Kongreganist sich seiner Königin weihet¹⁹.

Neben den marianischen Kongregationen förderten die Jesuiten mit aller Energie auch die Bruderschaft »von der Todesangst Christi« oder »vom guten Tode«, eine Bruderschaft, die ihre Mitglieder durch regelmäßiges Predigen über die Todesangst Christi und das Vormalen des eigenen Todes in ganz besonderer Weise an die Gnadeninstitutionen und die Gesetzeswerke der Kirche fesselte; so nennt das Bruderschaftsbüchlein »Hülff- und trostreiche Bruderschaft vom guten Todt unter dem Schutz und Titel Christi Jesu unseres am Stamm des H. Kreutz sterbenden Erlösers« u. A. als Zweck der Bruderschaft, »daß wir jeden Monat wenigstens einmal uns zu einem christlichen Tod bereiten, daß wir durch öftere Erinnerung des Todes aufgemuntert werden, sowohl das Gewissen als auch unsere Geschäfte zu sichern durch eine gute Beicht und Kommunion und durch Übung der notwendigen Tugendakte«²⁰. Unter dem Provinzial Jakob Willi in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts fand die Todesangstbruderschaft auch Eingang in die oberdeutsche Provinz. In Pruntrut begegnet sie uns z. B. unter Fürstbischof Johann Conrad von Roggenbach am Ende des 17. Jahrhunderts, und noch 1773 gibt die Luzerner »Kongregation unter dem Titel des am Kreuze sterbenden Heilandes und seiner schmerzhaften Mutter« die »Andacht einer monatlichen Vorbereitung zur Erlangung eines guten Tods« heraus²¹.

Mit der Pflege dieser Kongregationen ebenso wie mit derjenigen des Schuldramas waren die Jesuiten weit über ihre Schul- und Erziehtätigkeit hinausgewachsen und hatten unmittelbaren Einfluß auf die weiten Kreise des Volkes gefunden. Aber noch auf manche andere Weise übten sie einen solchen aus.

Zunächst halfen sie mit bei der großen Reform des Weltklerus, die von den Männern der Restauration überall angestrebt wurde. Und da war schon einfach das Beispiel ihrer eigenen seelsorgerlichen Tätigkeit und die Konkurrenz ihrer kultischen Darbietungen von gutem Erfolg²². Tiefer konnten sie noch wirken dadurch, daß, wie es etwa in Luzern der Fall war²³, die Weltpriester zweimal im Jahre

¹⁹ Philipp Löffler S. J., Die Marianischen Kongregationen in ihrem Wesen und ihrer Geschichte, 3. Aufl., Herder S. 29 f.

²⁰ Duhr, Geschichte, III, 658.

²¹ Sommervogel Bd. 5, Sp. 163.

²² Segesser, Pfiffer, II, 97.

²³ Segesser, Rechtsgeschichte IV, 571, Anm. 2.

bei ihnen beichten, ferner den moraltheologischen Unterricht bei ihnen besuchen mußten. Aber ein ganz eigenartiges und kräftiges Erziehungsmittel war ihnen in den »exercitia spiritualia« gegeben. Immerhin war die Zahl derer, die sich ihnen unterzogen, beschränkt; selbst in Luzern betrug sie im Jahre höchstens etwa 20. Aber der intensiven Kraftwirkung der Institution tat das keinen Abbruch; so soll z. B. der Basler Bischof Jakob Christoph Blarer von Wartensee nach Absolvierung der Exerzitien geäußert haben: »Wenn die Patres der Gesellschaft mir nichts anderes erwiesen hätten als diese himmlische Wohltat, so hätten sie alles ausgeglichen, was ich als Stifter des Kollegs für die Gesellschaft getan habe«²⁴. Übrigens unterzogen sich auch Laien diesem Reinigungsbade des Willens, das Ignatius aus der Quintessenz seiner militärischen Vergangenheit und seiner palästinensischen Reise zubereitet hatte. So beschloß der große Luzerner Jesuitenfreund Renward Cysat an dem Tage in Landsberg die Exerzitien, an dem sein Sohn Johann Baptist das Ordensgelübde ablegte.

Noch umfassender ist die Mithilfe der Jesuiten bei der Reform der Klöster. Schon Canisius hatte 1580 bei seinem Einzug in die Schweiz einige Tage im thurgauischen Klarissenkloster Paradies gewohnt und am Neubau des inneren Klosterlebens gearbeitet²⁵. In der Folgezeit waren es dann hauptsächlich die Luzerner Jesuiten, die sich in der Reformation des Ordenslebens hervortaten. »Im Thurgau begannen sie mit der Reform der Frauenklöster Paradies und Tänikon; in der Karthause Ittingen lösten sie Prior und Prokurator aus der Suspension. 1584 brachten sie die Nonnen von Eschenbach und Rathsau dazu, die Klausur einzuführen ...; Muri, Hermetschwil und das Chorherrenstift Zurzach, Schännis, Pfäfers und Disentis, Säkingen und St. Blasien im Schwarzwalde dankten den Vätern für ihre Mithilfe bei Einführung des kirchlichen Geistes«²⁶; die hochbetagte »Frau Meisterin« von Hermetschwil, ein ehemaliges Taufkind Zwinglis, dann, als ihr Vater, der Unterschreiber Joachim Am Grüt, ein Gegner des Reformators geworden war, im katholischen Glauben erzogen, soll Tränen des Dankes und der Rührung geweint haben, als sie einem Jesuiten eine Generalbeichte ablegen konnte²⁷; nach Engelberg und St. Urban

²⁴ Duhr, Geschichte, II, 2, S. 42.

²⁵ Braunsberger, Canisius, S. 268 f.

²⁶ Grütter, Kollegium zu Luzern, S. 33 f.

²⁷ Fleischlin, Monatrosen, 26, S. 257.

aber wurden Luzerner Jesuiten geradezu zur Abhaltung von Exerzitien berufen. Doch auch die Freiburger Jesuiten blieben nicht zurück: 1590 erteilte ein Pater dem ganzen Augustinerkloster, das sich zehn Jahre vorher noch der Visitation durch den Nuntius widersetzt hatte und deshalb exkommuniziert worden war, die Exerzitien. Von Bedeutung war auch, daß zahlreiche schweizerische Ordensmitglieder auswärtige Jesuitenanstalten besuchten; so studierten von 1612 bis 1617 nicht weniger als 27 Benediktiner aus St. Gallen, Muri und Einsiedeln in Dillingen.

Eine besondere Beziehung hatten die Luzerner Jesuiten lange Zeit zu den Zisterzienserinnenklöstern Eschenbach und Rathausen. Da das Zisterzienserkloster St. Urban, das die Aufsicht über sie geführt hatte, arg heruntergekommen war, hatten die Nuntien ihm diese Aufsicht genommen und das Beichtväteramt, trotzdem die Nonnenseelsorge nach den Regeln der Gesellschaft Jesu verboten war, den Luzerner Jesuiten übergeben. Diese suchten ständig die Last abzuschütteln, umso mehr als im Anfang des 17. Jahrhunderts dem reorganisierten Kloster St. Urban die Visitation von Eschenbach und Rathausen wieder übergeben worden war. Aber die Kurie ging nicht darauf ein, und das führte zu einem langwierigen Streit zwischen Jesuiten und Zisterziensern, in dessen Verlauf es sogar in den Frauenklöstern zu spuken anfang. Erst 1672 wurden die Jesuiten ihrer Verpflichtungen gegenüber Eschenbach und Rathausen gänzlich enthoben.

Ferner sollten die Jesuiten in Predigt, Katechese, Sakramentspendung und Volksmission auch auf die breite Öffentlichkeit wirken.

Für die Predigtstätigkeit war immer eine gewisse Anzahl der im Kollegium anwesenden Patres genau bestimmt; zuweilen mußten auch andere einspringen. So wird etwa aus Freiburg vom Jahre 1583 berichtet: »An den Festtagen und die ganze Advent- und Fastenzeit hindurch wurde von einem in der Hauptkirche gepredigt. Nicht so häufig, aber doch oft fanden Predigten in einer andern Pfarrkirche statt. Eine dritte Predigt wurde jeden Sonntag vor unsern Schülern gehalten. Auf sieben bis acht Dörfern, teils deutschen, teils französischen, wurden wir von den Pfarrern oft zum Predigen gewünscht. Die Gesuche waren so zahlreich, daß wir nicht immer Folge leisten konnten«²⁸. In Luzern beehrten sogar die Franziskaner für jeden Sonntagnachmittag einen

²⁸ Duhr, Geschichte, I, 229.

Jesuiten zum Predigen, und an der Engelweihe in Einsiedeln waren regelmäßig mehrere in Tätigkeit. Schwer fiel es zuweilen der oberdeutschen Provinz, einen französischen Prediger für Pruntrut zu stellen.

Weiterhin hatte größte Bedeutung für die Rettung der Kirche aus äußerem und innerem Zerfall das Katechisieren der Jugend, und so nahmen die Jesuiten auch dieses mit Eifer in ihre Tätigkeit auf, getreu dem großen katechetischen Genius ihres Ordens, Petrus Canisius. In Stadt und Land richteten sie ständigen oder vorübergehenden Katechismusunterricht ein, und in Luzern z. B. durften zur Zeit der Katechese keine Kinder auf der Straße herumlaufen, so sehr unterstützte die Obrigkeit die Bestrebungen der Väter im Jugendunterricht. Zur Erweckung des Eifers wurden allerlei Kunstgriffe angewandt; so veranstaltete z. B. 1596 ein Pruntruter Jesuit in St. Ursanne und Delsberg einen Wettstreit im Katechismus zwischen den Kindern der Stadt und vom Lande. »Den Siegern wurden mit großer Feierlichkeit die Preise verteilt. Orgelspiel und fromme Lieder brachten Abwechslung und neue Ermutigung«²⁹. So öffneten die Jesuiten die Herzen der Kinder für die heilige und zarte Welt Gottes.

Der wirkliche Zusammenhang der Gläubigen mit der Kirche ist aber erst hergestellt durch einen häufigen Sakramentsgenuß, durch eine häufige Beichte und Kommunion. Das Tridentinum hat daher mit lauter Stimme dazu aufgerufen, und die Jesuiten sind es gewesen, die in erster Linie die Hand zur Verwirklichung auch dieses Reformwillens geboten haben. Vor allem haben die marianischen Kongregationen in dieser Beziehung Großes geleistet. Aber auch weitere Kreise wurden von den Vätern erfaßt, und in jährlich zunehmenden Scharen kam das Volk herbei, um bei ihnen zu beichten und die Kommunion zu empfangen. So strömte in Freiburg z. B. schon in der Karwoche 1584 »eine solche Menge herbei, daß die fünf Beichtväter während des Zeitraums von fast acht Tagen durchaus nicht ausreichten«³⁰. 1587 berichtete der Rektor Petrus Michael: »Keine Woche geht vorüber, in der nicht einige zur Beicht kommen; an den größeren Festen aber sind es einige Hundert«³⁰. Und 1662 zählten die Jesuiten in Bellinzona nicht weniger als 37000 Kommunikanten³¹.

²⁹ Duhr, Geschichte, I, 460.

³⁰ Duhr, Geschichte, I, S. 441.

³¹ Bollettino, IX, 52 ff.